

Die innerdeutsche Grenze
als Erinnerung
und Kreuzweg

Vom Todesstreifen zum „Weg der Hoffnung“

Gisbert Kuhn

Am 3. Oktober 2010, dem zwanzigsten Jahrestag des Wiedergewinns der deutschen Einheit, wurde – hoch auf dem Kamm der Rhön – der Öffentlichkeit offiziell ein Kunstwerk vorgestellt, dessen Bezeichnung durchaus geeignet ist, Verwirrung zu erzeugen. In fast zweijähriger Arbeit hat der 1955 in Weimar geborene, aber bereits seit mehr als einem Vierteljahrhundert im osthessischen Schlitz lebende Bildhauer und Schmied Ulrich Barnickel unter Verwendung von gut zwanzig Tonnen Eisen und anderen Metallen zwanzig bis zu sechs Meter hohe Skulpturen geschaffen und sie – allein oder in Gruppen – analog dem biblischen Kreuzweg als vierzehn Stationen auf einem rund 1,5 Kilometer langen Abschnitt des ehemaligen Todesstreifens an der innerdeutschen Grenze aufgestellt. Doch obwohl die Figuren in jeder Form abgrundtiefes menschliches Leiden, Gewalt und Erniedrigung widerspiegeln, hat der Künstler sein Werk mit dem optimistischen Begriff „Weg der Hoffnung“ versehen.

Weg der Hoffnung? Gewiss, die Geografie ringsum sorgt für positive Stimmung – die weite, hügelige Landschaft der Rhön, nach Osten auf Thüringer Seite das liebliche Ulster-Tal, nach Westen hin versperren nur die Berge des Hessischen Kegelspiels den Blick bis zur alten Bischofs- und Barockstadt Fulda. Doch bis Ende der Achtzigerjahre war diese Idylle höchst trügerisch. Da sprach man bei der NATO sorgenvoll vom „Fulda Gap“ – was so viel bedeutete wie mili-

tärisches Einfallstor. Dort erwartete man im Falle eines Krieges den Ansturm des Warschauer Pakts in Richtung Frankfurt und dem Rhein. In der DDR waren tatsächlich insgeheim bereits „Blücher-Orden“ geprägt worden für die Soldaten, die als erste den großen Strom erreichen würden. Deshalb gab es oben auf dem Berg, direkt an der innerdeutschen Grenze, den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Beobachtungsposten der US-Armee. Amerikanische Spezialisten und DDR-Soldaten lagen sich dort in einer Entfernung von weniger als fünfzig Metern gegenüber. „Point Alpha“ hieß diese Basis im Militärjargon, und Fachleute bezeichneten das Areal gern als den „heißesten Punkt im Kalten Krieg“. Selbst ein kleiner Zwischenfall hätte katastrophale Folgen auslösen können.

Erinnerung an die Opfer

Heute sind die einstigen Grenzbarrieren, die rasiermesserscharfen Sperrzäune, Tretminen und Selbstschussanlagen Vergangenheit. Aber darf die vergessen werden? Darf die Erinnerung an die Opfer der Grenze, an die von Minensplittern und Schüssen zerstörten Freiheitsträume verzweifelter Menschen einfach verschwinden? Auf dem Gelände von Point Alpha (und mit dessen Namen verbunden) steht seit ein paar Jahren eine der vielleicht prägnantesten Mahn-, Gedenk- und Bildungsstätten plus angeschlossenes Museum für die jüngere deutsche Geschichte. Trägerin ist eine Stiftung, hinter der die beiden Bundesländer Hessen und Thürin-

gen, die Landkreise Fulda und Wartburg sowie die zwei Orte links und rechts am Fuße des Point-Alpha-Hügels, Rasdorf und Geisa, stehen. Und diese Stiftung war es auch, die Ulrich Barnickel den Auftrag für das Opus erteilte, von dem er inzwischen selbst sagt, es sei „vielleicht tatsächlich das Werk meines Lebens“. Auf jeden Fall runden die vierzehn Stationen, die dort droben mit ihren fast schon titanischen Eisenskulpturen die frühere Patrouillenpisten und den danebenliegenden „Todesstreifen“ säumen, das Gesamtprojekt der Gedenkstätte Point Alpha höchst eindrucksvoll ab.

Die Grenze als Kreuzweg

Warum aber ein „Weg der Hoffnung“, wo sich das Dargestellte doch so eindeutig an der Leidensgeschichte Christi orientiert? Es war interessanterweise ein Pole, der den Vergleich des SED-Regimes und der brutalen Absperrmaßnahmen mit ihren Wirkungen auf die Menschen mit der biblischen Passion fand. Jan Karol Kozaczka wirkte lange Jahre als katholischer Pfarrer in dem kleinen ostthüringischen Dorf Buttlar. Das malerische Örtchen am Fuß der Rhön lag Jahrzehntelang abgeschnürt in jenem – drei Kilometer tiefen – DDR-Sperrgebiet, in das sogar Bewohner nur mit Sonderausweisen und nach eingehenden Kontrollen Zutritt hatten. Wer von hier in Richtung Westen den Berg hinaufschaute, konnte Wachtürme und Teile der Sperranlagen sehen, die nicht nur Deutsche von Deutschen und Europa trennten, sondern machtpolitisch im Grunde die ganze Welt. Eines Abends, lange nach der „Wende“, saß der polnische Pfarrer mit Leuten von der Point-Alpha-Stiftung zusammen. Man machte sich Gedanken, wie das Vergangene unvergänglich ins Erinnern hinübergerettet werden könne. „Genau besehen“, sagte Kozaczka damals in die nachdenkliche Runde hinein, „ist diese Grenze doch ein wahrer Kreuzweg gewesen.“

Der Geistliche aus Polen ist inzwischen gestorben. Doch sein Einfall, die symbolhafte Gleichsetzung des Leidensweges Jesu mit den Tod verkündenden Grenzbarrieren, ist jetzt eiserne Wirklichkeit geworden. Nicht jedoch die Übernahme des Begriffs „Kreuzweg“. Obwohl von den riesigen und dennoch in ihrer Körperlichkeit auf ein Minimum reduzierten Gestalten – dem erkennbar elendig leidenden Christus, seiner Mutter, den weinenden Frauen und schon gar von den Soldaten und Häschern – nun wirklich nichts Tröstendes ausgeht, haben sich der Künstler und die Direktorin der Point-Alpha-Stiftung, Uta Thofern, für „Weg der Hoffnung“ entschieden. Beider Begründungen sind durchaus logisch. Obgleich der christliche Einfluss auf das Werk nun wirklich nicht zu übersehen ist, möchte Barnickel es nicht auch noch durch die Namensgebung an den christlichen Glauben binden. Alle Besucher sollen sich angesprochen fühlen – Christen und Juden genauso wie Moslems, Buddhisten oder Atheisten. „Gelten denn nicht für alle Menschen gleichermaßen der Wunsch und die Hoffnung, dass Unrecht, Gewalt und Unterdrückung eines Tages ein Ende haben werden?“, fragt der Künstler. Für Stiftungsdirektorin Thofern wiederum „dient, was hier entstand, der Erinnerung nicht nur an die deutsche Teilung, sondern an den Widerstand der Menschen insgesamt gegen die kommunistischen Diktaturen in West- und Osteuropa. Überall ist schließlich der Beweis erbracht worden, dass die Hoffnung auf und das Streben nach Freiheit stärker waren als alle Instrumente repressiver staatlicher Gewalt.“

Lange hatten sich Ulrich Barnickel und Uta Thofern, aber auch andere führende Mitglieder der Stiftung dagegen gewehrt, die Skulpturenreihe überhaupt mit Interpretationen zu versehen. Wäre es nicht besser, die Gestalten auf jeden

Besucher ganz unbeeinflusst wirken zu lassen? Durch die Ausdruckskraft der metallenen Elemente etwa oder durch die geschmiedete Bewegung eines gebeugten Körpers oder vielleicht sogar bloß durch den Farbwechsel der gewollten Rostauf-lage von Honiggelb bei Sonnenschein und Trockenheit bis zu tiefem Rotbraun nach längerem Regen. Jetzt kann sich der Besucher doch an einem Beiblatt orientieren. Darin enthalten sind auch vom Erfurter Weihbischof (und Schulfreund Barnickels) zu jeder der vierzehn Stationen verfasste kurze Texte mit eher religiöser Ausrichtung.

Symbolik der Unterdrückung

Doch für das Verständnis des Gesamtwerks interessanter dürften die Symbolbegriffe sein, mit denen die einzelnen Figuren oder Gruppen belegt sind. Wenn zum Beispiel (Station 1) Pilatus im Wissen um dessen Unschuld das Todesurteil gegen Jesus fällt, dann bedeutet das in der Übersetzung schlichtweg „Willkür“. Genauer: Hier zeigt sich die Willkür der Willfähigen in einem diktatorischen Regime, allein um der Machterhaltung willen bedenkenlos das Recht zu brechen. Dass neben Pilatus ein DDR-Stahlhelm liegt, ist bei Ulrich Barnickel natürlich kein Zufall.

„Klar“, sagt der Künstler, „habe ich hier einen gehörigen Teil meiner eigenen Geschichte und Befindlichkeit eingearbeitet.“ Auch er – obwohl sicher privilegiert als Absolvent der berühmten Gestalterschmiede Schloss Giebichenstein in Halle (Saale) – war bis zu seiner Übersiedlung in den Westen jahrelang Zielobjekt der Stasi. Wenn er daher in seiner Plastik (Station 11) „Jesus wird ans Kreuz geschlagen“ (Symboltitel: „Mord“) dem Henkersknecht einen roten Hammer in die Hand schweißst, dann drückt er ihm zusätzlich und nur spärlich verborgen auch noch einen Zirkel auf die Hose.

Gehörten nicht Hammer und Zirkel zu den Staatsinsignien der SED? Aber auch „Solidarität“ inmitten der Gewalt und Unterdrückung lässt Barnickel zu. Zum Beispiel (Station 5), wenn Simon von Cyrene Jesus hilft, das Kreuz zu tragen. Und gegenseitigen Trost, als Jesus bei Station 7 den weinenden Frauen begegnet. „Entwürdigung“, klassische Methode despotischer Machthaber gegenüber unliebsamen Bürgern, ist bei Station 10 nicht schwer auszumachen – dort wird Jesus von einem Soldaten seiner Kleider beraubt. Auch dieser trägt, zweifellos nicht zufällig, einen Stahlhelm der DDR-Armee bei sich und stützt sich zudem noch mit einem Fuß auf einer Granate ab.

Welche tiefen Eindrücke der „Weg der Hoffnung“ schon vor seiner offiziellen Eröffnung bei manchem Besucher hinterließ, dafür steht als Beispiel der evangelische Pfarrer Michael Mertins von der Kirchengemeinde Ennepetal-Rüggeberg. Obwohl die Kreuzwegstationen noch sehr unvollständig waren, fasste er sein Empfinden bereits im März in drei Passionsandachten ausführlich zusammen. Nun wusste dieser Mann allerdings auch, wovon er redete. Mertins lebte als Kind und Jugendlicher selbst im Sperrgebiet mit Drangsalierung, Gewalt und sogar Denunziation. Wenn der Pastor das nächste Mal zur Mahn- und Bildungsstätte Point Alpha kommt, dann wird er vermutlich mit besonders frohem Blick am Ende des „Weges der Hoffnung“ durch ein – ebenfalls symbolisch gemeintes – riesiges offenes Eisentor in die weite, schöne Rhönlandschaft schreiten; das Tor steht stellvertretend für die Freiheit. Und oben an einem Pfosten des Tores ist die Dornenkrone abgelegt, die Jesus bis dahin trug. „Seht her“, heißt das, „hier hängt das Zeichen von Folter und Pein. Beides ist am Ende doch überwunden worden.“ So, wie in ganz Deutschland schließlich auch die Freiheit kam.